

# Die Alternative heißt Trennung

## Wo geistig beeinträchtigte Eltern eine Zukunft mit ihren Kindern haben

„Mama, liest du mir bitte eine Gute-Nacht-Geschichte vor?“ Dass die heute siebenjährige Antonia ihrer Mutter diese Frage zum ersten Mal stellte, ist wohl gut drei Jahre her. Inzwischen weiß das zierliche Mädchen, dass ihre Mama ihr diesen Wunsch zwar gern erfüllen würde, jedoch nicht in der Lage dazu ist. Deshalb wendet „Toni“ sich vertrauensvoll an Annika. Annika ist Sozialpädagogin, arbeitet für die Arbeiterwohlfahrt (AWO) und leitet in einer Kleinstadt vor den Toren Berlins ein Familienprojekt. Der Schwerpunkt liegt dabei in der „begleitenden Elternschaft“. Das Team um Annika Gantikow ermöglicht geistig beeinträchtigten Eltern ein Zusammenleben mit ihren Kindern - in den neuen Bundesländern ein einzigartiges Unternehmen. Die Alternative heißt Trennung und sieht so aus, dass die Kinder entweder zu Pflegeeltern oder in ein Heim kommen.

Die Mutter der kleinen Antonia ist mittelgradig geistig behindert und kann weder lesen noch schreiben. Zum Zeitpunkt der Geburt ihrer

Tochter war Anika, wie die junge Frau heißt, mit 16 Jahren fast selbst noch ein Kind. Die heute 23-Jährige stammt aus einem sozial schwachen Milieu. Ihr Heranwachsen war geprägt von Problemen im Elternhaus und einer Drogenabhängigkeit. Haushaltsführung und soziale Verhaltensregeln waren ihr beim Einzug ins AWO-Domizil vor acht Jahren kaum bekannt.

Derzeit werden im Rahmen des Projektes vier Familien stationär betreut, darunter drei alleinerziehende Mütter. Zwei weitere Familien erhalten ambulante Unterstützung. Im AWO-Domizil, das einst Krankenhaus war, bewohnt jede Familie ihre eigenen vier Wände, die ganz individuell eingerichtet sind. Anika und ihre Tochter teilen sich ihr Zuhause mit zwei Mitbewohnern, einem Zwergkaninchen-Duo. „Die beiden helfen dem Mädchen dabei, zu erfahren, was es heißt, Verantwortung zu übernehmen und selbstständig zu handeln“, erläuterte Annika Gantikow. Verantwortungsbewusstsein und Selbstständigkeit werden

vor allem aber von „Tonis“ Mutter verlangt. „Wir regen die Eltern an, möglichst viel allein zu machen. Erst wenn offensichtlich ist, dass sie Unterstützung brauchen, eilen wir zur Hilfe“, berichtete Annika Gantikow.

Bei Anika und Antonia müssen die Betreuer insbesondere darauf achten, dass sie morgens pünktlich aus den Federn kommen. Denn Anika muss zur Arbeit und Antonia in die Schule. Anika ist in einer Werksstatt für geistig beeinträchtigte Menschen beschäftigt, Antonia besucht die erste Klasse einer gewöhnlichen Grundschule. Weil sie sowohl sprachlich als auch motorisch entwicklungsverzögert ist, musste sie allerdings an Maßnahmen wie der Frühförderung, der Logopädie und der Ergotherapie teilnehmen. „Über den Verlauf des schulischen Werdegangs von Kindern beeinträchtigter Eltern gibt es bisher wenige Erkenntnisse. Wir haben einmal die Erfahrung gemacht, dass ein Kind die Schule verweigert hat. Es wollte vermutlich einfach nicht schlauer werden als seine Mutter“, erinnerte sich Annika Gantikow. Antonia gehe gern in die Schule und komme recht gut mit ihren Mitschülern aus. Die Behinderung der Mutter sei unter den Kindern noch nicht Thema gewesen, obwohl bekannt ist, dass die betroffenen Kleinen schon mit drei Jahren spüren, dass ihre Mutter anders ist.

Das es so wenig Erkenntnisse darüber gibt, welche Auswirkungen es hat, wenn Kinder bei ihren gehandicapten Eltern aufwachsen, ist der Tatsache geschuldet, dass Antonia eines von wenigen Kindern ist,

das diese Erfahrung machen kann. Denn erst durch die Novellierung des Betreuungsgesetzes im Januar 1992 wurden die Sterilisationen im Interesse der Allgemeinheit und die Zwangssterilisation verboten. Die Zwangssterilisation betraf überwiegend geistig beeinträchtigte Frauen.

„Und einige Wenige wünschen sich diese Vorgehensweise sogar zurück“, bedauert Annika Gantikow. Seit das Familienprojekt 1998 Friesack gestartet ist, hat das AWO-Team immer wieder mit Intoleranz zu kämpfen. „Einmal haben wir einen bösen Brief von ein paar Neo-Nazis bekommen, in dem sie schrieben, dass es so ein Projekt wie unseres unter der Führung Hitlers nicht gegeben hätte“, erzählte die Projektleiterin mit einem Kopfschütteln. Doch es gibt auch Menschen mit anderen Gesichtern. Die 17-jährige Madlen wohnt ebenfalls in Friesack und sagt, ihre Haltung gegenüber Behinderten habe sich verändert, seitdem die Teilnehmer des Familienprojektes bei Stadtfesten mit demselben Karussell fahren, im Supermarkt an der Kasse vor ihr stehen oder sie sich im Schulbus eine Sitzbank mit ihnen teilt.

Dass Antonia wie Madlen auch mit 17 Jahren noch eine normale Schule besucht, vielleicht sogar Abitur macht, daran denkt Anika zuallererst, wenn sie das Wort „Zukunft“ hört und träumen darf. „Ich wünsche mir, dass ‚Toni‘ eine glücklichere Kindheit hat als ich und dass sie ihren Kindern später eine Gute-Nacht-Geschichte vorlesen kann.“

Anne Brockmann

an z e i g e

